

**NIKLAS HEBING: „Aristotiles hat dich es vorgelart“
- Elemente klassischer Logik im Streitgespräch
Der Ackermann von Johannes von Tepl**

1. „Jch bins genant ein ackerman“ - Einleitende Bemerkungen

Der um 1401 in frühneuhochdeutscher Sprache verfasste Text *Der Ackermann* gehört, wie der Übersetzer Christian Kiening meint, „zu den bedeutendsten Prosadichtungen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit“¹. Die äußerst reiche Überlieferung in 16 Handschriften und 17 frühen Drucken belegt das leicht verzögerte, aber große Interesse einer breiten Leserschaft an diesem Text, das ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung einsetzt.² Der Autor der anonym veröffentlichten Schrift ist seit der Auffindung des Widmungsbriefes im Jahre 1933 bekannt. Es ist der vermutlich um 1350 geborene Johannes von Tepl, über den man dank zahlreicher Urkunden und Briefe mehr weiß als über die meisten anderen mittelalterlichen Dichter.

Johannes war zuerst als Stadtschreiber, Notar und Lateinschulrektor in Saaz, später als Protonotar in Prag tätig. Der in einigen Urkunden erwähnte Magistertitel dokumentiert, dass er ein Studium der Artes liberales abgeschlossen hat, mit großer Wahrscheinlichkeit an der erst wenige Jahre zuvor gegründeten Prager Universität.³ Möglicherweise studierte er weiter, um an seine universitäre Grundausbildung ein juristisches Aufbaustudium anzuschließen. Als Universitätsgelehrter sowie später als Lehrer und Schulleiter war Johannes mit Philosophie, Theologie und vor allem den wissenschaftlichen Grundlagen sehr vertraut. Zusätzlich zu dieser theoretisch-methodischen Basis dürfte die Prager Gelehrtenschaft ihm die humanistische und freiere religiöse Kultur nahegebracht haben, die an der jungen Prager *Alma Mater-Universität* sehr schnell Verbreitung fand.⁴ Das neue, von vielen Zeitgenossen als befreiend empfundene Gedankengut hat in Johannes' Text ebenso Einzug gehalten wie das scholastische Denkgebäude. Grundsätzlich muss man fest-

¹ Johannes von Tepl: *Der Ackermann*. Hg., übersetzt und kommentiert von Christian Kiening. Stuttgart 2000, S. 159. Im Weiteren werden Zitate im fortlaufenden Text mit dem Kürzel ‚DA‘ und unter Angabe der Seite kenntlich gemacht.

² Vgl. Maria E. Müller: Johannes von Tepl: „Der Ackermann aus Böhmen“. In: Winfried Frey / Walter Raitz / Dieter Seitz (Hg.): *Einführung in die deutsche Literatur des 12. bis 16. Jahrhunderts*. Band 2: Patriziat und Landesherrschaft - 13.-15. Jahrhundert. Opladen 1982, S. 253.

³ Vgl. Karl Beer: *Neue Forschungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen“*. In: Ernst Schwarz (Hg.): *Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit*. Darmstadt 1968, S. 110f.

⁴ Vgl. Beer: *Neue Forschungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen“*, S. 111f.

halten, dass *Der Ackermann* als Erscheinung der Epochenschwelle im Spannungsfeld von mittelalterlichem und neuzeitlichem Weltverständnis und somit zwischen zwei zum Teil sehr verschiedenen Denkweisen steht, wobei er von beiden Züge trägt.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich vornehmlich mit dem scholastischen Traditionszweig, der im späten Mittelalter aristotelisch geprägt war.⁵ Ihr liegt die These zugrunde, dass in Johannes' einzigem dichterischen Werk *Der Ackermann* die universitäre Grundausbildung in Dialektik, Grammatik und Rhetorik Spuren hinterlassen hat. Diese im Trivium zusammengefassten Disziplinen verdanken ihre logischen Formen und Figuren überwiegend dem *Organon* des Aristoteles. Betrachtet man den Text Johannes' oberflächlich, handelt es sich um ein Streitgespräch mit dem Tod, in dem ein Ackermann den Verlust seiner jungen Frau beklagt und von seinem Gegner Rückgabe bzw. Schadenersatz fordert. Analysiert man die 32 Reden und Gegenreden sowie das abschließende Urteil Gottes jedoch genauer, stößt man auf eine logische Tiefenstruktur, die überwiegend dem an Aristoteles orientierten spätscholastischen Wissenschaftskanon entlehnt ist. Im Hinblick auf Definitionsverfahren, Satzlogik, Argumentation, Beweisführung und Axiomatik soll aufgezeigt werden, welcher Figuren des aristotelischen *Organon* Johannes sich in seiner Dichtung bedient. Dabei steht immer die Frage im Mittelpunkt, welche konkrete Funktion das logische Schema für die entsprechende Stelle im dichterischen Werk besitzt. Gäbe man sich mit einer willkürlichen Aneinanderreihung von intertextuellen Verweisen zufrieden, würde sie grundsätzlich eine tiefergehende Einsicht in Johannes' Werk verhindern, ihr Potential also beschneiden.

Wie legitim eine solche Lesart ist, zeigt sich an der Frage, was sie insgesamt zum Verständnis des Werkes beiträgt. Das Unternehmen, den Text auf Elemente aristotelischer Logik zu befragen, drängt sich bei der Lektüre nicht auf - man kann ihn inhaltlich auch sehr gut ohne dieses Wissen verstehen und bearbeiten - und dennoch hat das Offenlegen der Definitions- und Argumentationsverfahren einen entscheidenden Mehrwert. Es verdeutlicht, wie die formale Struktur und der Argumentationsgang beschaffen sind und wie die universitäre Ausbildung von Johannes die Gestaltung des Textes beeinflusst hat. Im Vergleich der logischen Figuren wird im Laufe der Darstellung auffallen, dass es nicht immer genuin aristotelische Züge sind, die der Text trägt, sondern, wahrscheinlich durch Aristoteles vermittelt, auch platonische. Das einander Gegenüberstellen dieser philosophischen Modelle eröffnet schließlich einen komplexen Diskurs um Aristotelismus und Platonismus, der in erster Linie aus der logischen Tiefenstruktur heraus deutlich wird.

Demgegenüber drängt sich eine aristotelische Lesart auch deswegen nicht sofort auf, weil auf der Textoberfläche wenige Anknüpfungspunkte geboten werden, die eine derartige Fragestellung provozieren würden. Zwar wird der Name ‚Aristoteles‘ zweimal in *Der Ackermann* erwähnt, beide Stellen sind aber

⁵ Vgl. Josef Pieper: „Scholastik“. Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie. München 1960, S. 137ff.

für eine Auseinandersetzung mit aristotelischen Einflüssen unbrauchbar. Im ersten Fall (vgl. DA, 46) stellt der Tod vermeintlich einen Aspekt der Ethik von Aristoteles dar. Der Kommentar des Herausgebers Kiening weist jedoch darauf hin, dass hier eine Verwechslung mit stoischer Philosophie vorliegt. Im zweiten Fall (vgl. DA, 66) reiht der Tod den antiken Philosophen in eine Aufzählung von berühmten Persönlichkeiten der Weltgeschichte ein, wobei die einzelnen Namen aber austauschbar sind und die Auswahl keinem näher bestimmbar Prinzip folgt. Die erste Erwähnung „Aristoteles hat dich es vorgelehrt“ fasst allerdings trotz der Verwechslung den Umstand in einer kurzen, griffigen Formulierung zusammen, dass Aristoteles anscheinend Johannes von Tepl wirklich etwas gelehrt hat und zwar das formallogisch korrekte Argumentieren und Definieren. Das kann als erster Hinweis genommen werden, wenn auch diese Fährte in der Analyse in die Irre führt.

Um von Anfang an Missverständnisse zu vermeiden, muss berücksichtigt werden, dass der Text von Johannes zwar in weiten Teilen einer durchstrukturierten und sich an wissenschaftlicher Genauigkeit orientierenden Textlogik folgt, insgesamt aber nicht konsequent durchsystematisiert ist. Deshalb stößt eine wissenschaftliche Untersuchung immer wieder auf Aussagen und Passagen, welche das dem Text selber nicht zugrundeliegende, sondern erst nachträglich erstellte Raster durchkreuzen. Werden also allgemeine dialektische Formen analysiert, muss der Darstellung immer nachgesehen werden, dass es sich um Grundzüge und Tendenzen handelt. Jeder, der vom *Ackermann* von vorneherein eine in sich geschlossene, widerspruchsfreie Logik erwartet, verwechselt Dichtung mit Wissenschaft.

2. Definitionsverfahren

2. 1. „Allein der mensche ist empfindende der vernunft“ - Die Genus-Species-Definition

Mehrere knappe, aber sehr dicht geschriebene Abschnitte des *Organon* liefern eine Erläuterung der Bedeutung der aristotelischen Begriffe ‚Genus‘ bzw. Gattung und ‚Species‘ bzw. Art und ihres Verhältnisses zueinander. Zu diesen gehören einerseits Kapitel aus Aristoteles’ Schriften *Kategorien* und *Topik*, sowie andererseits die spätestens seit Boethius’ Aristoteles-Übersetzung ins Lateinische dem *Organon* vorangestellte Kategorieneinführung *Isagôgê* des Neuplatonikers Porphyrios. Was Aristoteles in mehreren Passagen über die Substanz oder die Grundvoraussetzungen von Schlüssen eher randläufig und verhältnismäßig kurz abhandelt, wird bei Porphyrios übernommen und in Zusam-

menhang mit den Prädikabilien systematisiert. Dieses Unternehmen wird dann für die gesamte spätere Logik maßgebend.⁶

Aristoteles verwendet die Begriffe ‚Gattung‘ und ‚Art‘ als Prädikate für Definition, Einteilung und Klassifikation. Eine zusammenfassende und dementsprechend komprimierte Definition findet man im ersten Buch der *Topik*.

Gattung ist, was von mehreren und der Art nach verschiedenen Dingen bei der Angabe ihres Was und Wesens prädiert wird.⁷

‚Gattung‘ bezeichnet einen Oberbegriff, dem eine Vielheit subsumiert wird. Die Individuen dieser Vielheit müssen in mindestens einer Hinsicht etwas Gemeinsames besitzen, um zu einer Gattung zusammengefasst werden zu können. In allen weiteren Eigenschaften können sie untereinander Differenzen aufweisen bzw. zu Arten weiterbestimmt werden. Die ‚Art‘ wird demgegenüber von Porphyrios folgendermaßen definiert:

Art ist, was der Gattung untergeordnet ist, und: dessen Gattung bei der Wesensbestimmung ausgesagt wird. Man definiert sie aber auch noch so: Art ist, was mehreres, der Zahl nach Verschiedenes nach seiner Wesenheit bezeichnet.⁸

An diesem Zitat wird deutlich, dass die Begriffe ‚Gattung‘ und ‚Art‘ in einem relationalen Verhältnis zueinander stehen. Der eine Begriff kann nicht ohne den anderen hinreichend expliziert werden. Sowohl Aristoteles als auch Porphyrios müssen bei ihren Definitionen auf den jeweils anderen Terminus ausgreifen, um ihre Ausführungen darlegen zu können. In einem Klassifikationsschema werden mehrere Arten von einer Gattung zusammengefasst. Diese Gattung wird aber selber wiederum zu einer Art, sobald sie zusammen mit anderen gleichberechtigten Arten, die in einem anderen Verhältnis ebenfalls Gattungen waren, einer neuen Gattung untergeordnet werden kann. So gibt Aristoteles in seiner Kategorienschrift hierzu das Beispiel, dass die Arten Mensch und Pferd zur Gattung Sinnenwesen gehören.⁹ Ihr Gemeinsames der Gattung sind die Eigenschaften, ein Lebewesen zu sein, fühlen zu können, aus Fleisch und Blut zu bestehen usf. Auf der Ebene der Art unterscheiden sie sich allerdings voneinander, da der Mensch vernunftbegabt ist und das Pferd nicht. Daher gehört der Mensch zur Art der vernunftbegabten Sinnenwesen. Dieses Verfahren ist grundsätzlich vom Gedanken getragen, dass zum Bei-

⁶ Vgl. Hans Michael Baumgartner: Gattung, Genus. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 3: G-H. Basel / Stuttgart 1974, S. 24f.

⁷ Aristoteles: *Topik*. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 2. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 7.

⁸ Porphyrios: Einleitung in die Kategorien. In: Aristoteles: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 4.

⁹ Vgl. Aristoteles: *Kategorien*. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 3.

spiel der Mensch als Species, um adäquat definiert werden zu können, von allen anderen Species seines Genus abgegrenzt werden muss.

Dieses Modells, mit dem spezifisch genau differenziert werden kann, bedient sich Johannes von Tepl in *Der Ackermann* an zahlreichen Stellen. Dabei beziehen sich seine Anwendungen in erster Linie auf Allgemeinaussagen des Ackermanns über den Menschen.

Jr schendent gottes allerhubschstes werck. Engel, tewfel, schrettlein, clagmüter, das seint geist jn gottes zwang wesen. Der mensch ist das allerachtberste, das allerbehendest vnd das allerfreyest gottes werckstück. (DA, 52f.)

Jn die gotheyt vnd darvber gar cleymet der mensch mit den synnen. Allein der mensche ist empfahende der vernunfft, des edel harges. (DA, 54)

Wie vernichtent, vbelhandelt vnd vneret jr den werden menschen, gottes allerliebste creatuer, [...]! (DA, 52)

Die Ausführungen des Ackermanns gehen von der Gattung „gottes [...] werck“ bzw. „gottes [...] creatuer“ aus. Hierzu gehören im christlichen Weltbild alle Lebewesen auf Erden und in den sie begrenzenden Sphären Himmel und Hölle. Um den Menschen aus dieser Vielzahl von Schöpfungen herausheben zu können, müssen Eigenschaften angeführt werden, die seine spezifische Art von allen anderen Arten abgrenzt. Das geschieht in den zitierten Textstellen nach mehreren Seiten hin. Vom „tewfel“ und den „schrettlein“ grenzt der Ackermann ihn durch die Adjektivattribute im Superlativ „allerachtberste“ und „allerhubschstes“ ab, sowie vom „Engel“ durch „allerfreyest“, da dieser dem Willen Gottes unmittelbar untersteht. Für die Unterscheidung vom Tier führt er klassischerweise die Eigenschaft, „vernunfft“ zu besitzen, an. Das erklärt schließlich insgesamt, warum der Mensch in den Augen des Ackermanns „gottes allerliebste creatuer“ ist.

An anderer Stelle im Text baut der Ackermann seine Stufenfolge der von Gott geschaffenen Gestalten weiter aus, indem er auch dem Tod darin einen Platz zuweist. Im Rahmen seiner vielen Schmähreden verflucht er ihn als niederträchtigsten Auswuchs der gesamten Schöpfung.

Herre, in deiner würkung ist nichts grewlichers, nichts schewczlichers, nichts schedlichers, nicht herbers, nit vnrechters dann der todt. (DA, 30)

Eine weitere Dimension gewinnt die Genus-species-Definition in unmittelbarem Anschluss an diese Passage. Betrachtet man den Menschen als Gattung, ist der Tod in den Augen des Ackermanns nicht in der Lage, diese sinnvoll nach Arten zu unterscheiden und sich daran in seinem Tun auf Erden zu orientieren. Im Gegenteil stört er vielmehr die Ordnung durch sein Zuwiderhandeln, denn er tötet oftmals nicht das „vnnücze“ Leben, d.h. im Weltbild des

Ackermanns die Unbrauchbaren, Alten und Kranken, sondern das „nütze[...]“, nämlich die Brauchbaren und Gesunden.

Er betrübt vnde verruret dir alle dein jrdisch herschafft. Ee das tuchtig dann das vntuchtig nympf er hin; schedlich, alt, siech, vnnütze lewt lest er offft alhie, die guten vnd nützen zewcht er alle hin. (DA, 30)

Die göttliche Ordnung der Lebewesen kann vom Ackermann mithilfe des aristotelischen Modells von ‚Gattung‘ und ‚Art‘ ideal beschrieben werden, da es die Möglichkeit eröffnet, ein hierarchisches Weltbild zu transportieren. Jede sogenannte Kreatur findet ihren Platz darin, auch der Tod. Einer der Vorwürfe des Ackermanns besteht aber darin, dass der Tod diese klassifizierbare Ordnung durchkreuzt und mit Chaos zersetzt. Es verwundert also nicht, wenn er an mehreren Textstellen den Tod nicht nur als Menschenfeind, sondern als Feind der gesamten Schöpfung und damit als Feind Gottes bezeichnet.

2. 2. „willens ende ist vnwillen“ - Die relationale Definition

Ein anderes Definitionsverfahren entwickelt Aristoteles vornehmlich in seiner *Topik*, deren Ausführungen aber auf das siebte Kapitel der Kategorienschrift zurückgreifen. Dort wird die Kategorie ‚Relation‘ behandelt und in ihren Grundbestimmungen expliziert.

Relativ heißt solches, dem das, was es begrifflich ist, im Vergleich zu einem anderen oder in irgendeinem sonstigen Verhältnis zu einem anderen beigelegt wird.¹⁰

Bei einer Relation müssen notwendigerweise mindestens zwei Entitäten vorliegen, damit sie zustande kommen kann; einerseits das Bestimmte, deswegen der Vergleich angestellt wird und welches begrifflich gefasst werden soll, und andererseits das Bestimmende, das notwendig ist, um den Vergleich überhaupt anstellen zu können. Das Bestimmende dient als Orientierungspunkt, von dem aus das Bestimmte beschrieben werden kann. Oftmals wird dabei das Gegenteil als das Bestimmende gewählt. Dieses Verfahren kann jedoch von beiden Seiten ausgehend durchgeführt werden. Aristoteles meint grundsätzlich, dass die Relation „sich wechselseitig fordern“¹¹ müsse. Mit seinem Beispiel von Herr und Knecht verdeutlicht er diese Ansicht: Was ein Knecht ist, kann nur verstanden werden, wenn man sich vergegenwärtigt,

¹⁰ Aristoteles: Kategorien, S. 14.

¹¹ Aristoteles: Kategorien, S. 15.

dass er Knecht eines Herrn ist. Umgekehrt verhält es sich genauso, denn der Herr ist immer Herr eines Knechts.¹²

In der *Topik* baut Aristoteles dieses Grundverhältnis zu einem Definitionsverfahren aus. Definieren qua Relation leistet in Aristoteles' Augen vor allem zweierlei:

Erstens kann ein zu erläuternder Begriff oder eine zu beschreibende Person unter Rückgriff auf schon bekannte oder bereits erläuterte Eigenschaften und Sachverhalte einfacher definiert werden.

Man definiert, damit der fragliche Gegenstand erkannt werde. Wir erkennen aber etwas nicht aus jedwedem, sondern aus Früherem und Bekannterem, [...].¹³

Das zu Definierende lässt sich durch die Kategorie der Relation, in diesem Fall die Beziehung auf einen vertrauten und bekannten Begriff, leichter vergegenwärtigen als durch eine mühsame und kleinschrittige Definition ohne Voraussetzungen. Sie hat in dieser Hinsicht also in erster Linie einen epistemologischen, aber auch einen didaktischen Vorteil.

Zweitens ist die Grundeigenschaft der Relation auch in wissenschaftstheoretischer Hinsicht von hohem Wert. Durch ihre Anwendung verharrt die Definition in keiner starren Eindimensionalität des bloßen Aufzählens von Eigenbestimmungen, sondern gewinnt den Zuwachs, den Begriff auch in Verhältnissen beleuchten zu können. Da die „Wesenheit alles Relativen“ darin besteht, „eine Beziehung auf ein anderes“¹⁴ zu haben, wird bei der Definition eines Begriffs immer auch eine Aussage über sein Gegenteil getroffen:

Man kann überhaupt sagen, daß der Definierende in solchen Definitionen gewissermaßen mehr als eines definiert. Wer die Wissenschaft definiert, definiert in gewisser Weise auch die Unwissenheit, und ebenso definiert man mit dem Wissenden den Unwissenden und mit dem Wissen das Nichtwissen.¹⁵

Die Tatsache, dass Definitionen immer etwas mitdefinieren, ermöglicht der relationalen Definition in Gegensätzen die Bestimmung eines Begriffs durch sein Gegenteil. Beide Pole eines Gegensatzpaares können durch die Negation ihres jeweils Anderen definiert werden. Relevant dabei ist nicht nur der Umstand, dass der Begriffsgegensatz zur Bestimmung dazugehört, sondern auch, dass durch diesen Ausdruck eines Verhältnisses eine Verknüpfung hergestellt wird, die zur Vollständigkeit der Definition beiträgt. Demnach bietet dieses Verfahren einen Zugewinn an Präzision und damit Wahrheitsfähigkeit. Aristoteles

¹² Vgl. Aristoteles: *Kategorien*, S. 15.

¹³ Aristoteles: *Topik*, S. 130.

¹⁴ Aristoteles: *Topik*, S. 144.

¹⁵ Aristoteles: *Topik*, S. 146.

spielt unter Zuhilfenahme zahlreicher Fallbeispiele die Facetten dieses Verhältnisses detailliert durch.¹⁶

In *Der Ackermann* gibt es zwei thematische Komplexe, in denen sich relationale Definitionen häufen. Der eine ist die Klage des Ackermanns über seine verstorbene Frau, der andere die Debatte über das Wesen des Todes. Eingebettet in seine gegen Anfang des Textes immer wiederkehrenden Trauerbekundungen beschreibt der Ackermann einleitend das Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau: „Ia, herre, ich was jr frydel, sie meyn amey.“ (DA, 12)

Schon an dieser kurzen Aussage lässt sich erkennen, wie geeignet das Definitionsverfahren für die Darstellung der Beziehung der Ehepartner zueinander ist. Der Ackermann definiert beide Ehepartner, sich und seine Frau, über die Zugehörigkeit zum jeweils anderen. Satzlogisch drückt er dadurch das christliche Ehe-Verständnis aus; beide Teile finden in der Liebe zur gemeinsamen Einheit in Gott. Innerhalb der Trauerreden wird die Darstellung dann einseitig; der Ackermann bezieht sich nur noch auf die „amey“ und nicht mehr auf sich selbst, behält allerdings die argumentative Technik des relationalen Sprechens bei. Er stilisiert seine Frau zum Zentrum seines Lebens. Ihr Dahinscheiden hat die sorglose und harmonische Einheit zerstört und damit das Leben des Ackermanns sinnlos gemacht.

[...] jr hapt mir den zwolfften buchstaben, meynere freuden hort, auß dem alphabet gar freysamlich gezucket, jr hapt meynere wunnen licht somerblumen mir auß meines herczen anger jemerlichen außgerewtet, jr hapt mir meynere selten hafft, mein außserwelte turckeltawbe arglistiglich empfreundet, jr hapt vnwiderbringlich rawb an mir getan. (DA, 8f.)

Jr hapt sie hin, meyn durchlustig augenweyde; sie ist dahin, mein frydschilt für vngemach; enweg ist mein warsagende winschelrewte. [...] zu reste ist gegangen meyn liechter sterne an dem hymmel, [...] meynere freuden achtber baner ist mir leyder vntergangen. (DA, 12)

Für alles we vnde vngemach mein heylsam erczeney, gottes dyenerin, meyns willen pflegerynn, meyns leybes außwarterin, meynere eren, jrere eren teglichen vnd nechtlich wachterynn was sie vnuerdrossen. (DA, 22)

Insgesamt ist an diesen Trauer- bzw. Anklagereden auffällig, wie der Ackermann seine Frau beschreibt und über sie spricht. Indem er im Zusammenhang mit ihrer Person das relationale Definitionsverfahren anwendet, definiert er sie über den Verlust, den ihr Tod ihm bedeutet. In einer Reihe von Leidbekundungen, die sich über mehrere Reden bzw. Kapitel erstrecken, redet er von seiner Frau ausschließlich als von einer Dahingeschiedenen. Weil er sie über alles liebte, betrauert er sie in diesen Reden zwar sehr, ihr werden dabei jedoch keine eigenständigen und unabhängigen Eigenschaften zugesprochen. Eine Darstellung, welche die bloße Rückbezüglichkeit auf ihren Ver-

¹⁶ Vgl. Aristoteles: Topik, S. 146-160.

lust bzw. ihre Rolle als Ehepartnerin überwinden würde, findet man in fast keiner seiner Reden. Die einzige Ausnahme bildet das siebte Kapitel, in dem der Ackermann an einer Stelle seine relationale Definitionsmethode aufsprengt.

[...] mein tugenthafftige fraw. Billichen clage ich, wann sie was edel der geburt, reich der eren frucht vnd vber alle jr gespylen gewachsen person, warhafftig vnd zuchtig der wort, kewsch des leybes, guter vnd frolicher mitwonung. (DA, 16)

Warum diese Abweichung auftaucht, lässt sich nicht begründen. Dennoch dürften die bereits angeführten, aber auch die folgenden Beispiele das grundsätzliche Charakteristikum seiner Reden belegen.

Von euch bin jch frewdenreiches wesens berawbet, teglicher guter lebtag enterbet vnd aller wunnbringenden rent geeussent. (DA, 10)

Alle meyn frewde ist mir ee der zeit verschwunden, zu fruhe ist sie mir entwuschet; alczu schire hapt jr mir sie enczucket, die getrewen, die gehewren, wann jr mich zu witwar vnde meine kinder zu weysen so vngenediglich hapt gemacht. (DA, 26)

Wenn der Ehefrau in diesen Passagen doch vereinzelt charakteristische Merkmale gegeben werden, wie „getrewe“ und „gehewre“, sind diese immer über ein Verhältnis vermittelt. Die Frau ist in diesem Kontext ihrem Ehemann treu, trägt dieses Merkmal aber nicht an sich.

Als selbständige Person wird die verstorbene Frau allerdings vom Tod definiert. Überraschenderweise ist er es, der ihren Charakter in seiner Fülle von Eigenschaften beleuchtet. Er beschreibt sie als „frum vnd wandelfrey“ (DA, 10), als eine „stete vnde [...] gehewer“ (DA, 12), spricht von einem „reinen fromen weybe“ (DA, 24) und erwähnt, dass sie „guter gewissen, freuntholt, trewe, gewar vnd zumal gutig“ (DA, 12) war. Man sieht, dass bei diesen Zuschreibungen zum Teil dieselben Adjektive oder Substantivierungen von Adjektiven gebraucht werden wie bei den Ausführungen des Ackermanns. Ihre Verwendung ist in diesem Fall aber keine relationale. Der Tod beschreibt das Wesen der Ehefrau ohne Bezugspunkt, von dem ihre Merkmale abgeleitet werden. Auf die Kategorientafel des Aristoteles angewendet, könnte man sagen, in den Reden des Ackermanns falle die Substanz mit den Akzidentien Relation, Qualität und Wirken in der Bestimmung ‚Frau des Ackermanns‘ zusammen. Hier wird ihr Wesen nur gering ausdifferenziert. Der Tod hingegen macht zwar fast nur Aussagen in Bezug auf das Akzidenz Qualität, buchstabiert diese Kategorie aber vielfältig aus.

Der zweite thematische Komplex, der über relationale Definitionen vermittelt ist, bezieht sich auf das Wesen des Todes. Begonnen wird die Debatte vom Tod selber. Um sich gegen die Vorwürfe des Ackermanns zu verteidigen und seine eigene Rolle im Sein zu rechtfertigen, erklärt er ihm sein Weltverständnis:

Laß dir eingeeen vnde vernymm: das leben ist durch sterbens willenn geschaffen; were leben nicht, wyr weren nicht, vnser geschefft wer nichts, domit wer auch nitt der welt ordenung. (DA, 46)

Wichtig bei diesen Formulierungen ist die Akzentuierung, die der Tod im Verhältnis von Leben und Sterben setzt. Das Leben ist geschaffen, damit es Sterben geben kann, d.h. der Tod ist der Sinn des Lebens und steht somit in der ontologischen Hierarchie auf einem höheren Rang. Rhetorisch geschickt relativiert er diese Anmaßung sofort, indem er die Abhängigkeit seiner Existenz vom Leben eingesteht. Trotzdem ist in diesem Weltverständnis das Leben zu einem Mittel für die Existenz des Todes degradiert, was den Fortgang der Debatte bestimmen wird. Der Ackermann kommt nämlich in seiner Rede über den Ort des Todes in der Schöpfung auf diese Gedankenfigur zurück und widerspricht dem Tod dabei heftig. Anders als vorher argumentiert er plötzlich konsequent logisch:

Sullen wir von leben alle dohin scheyden vnd jrdisch leben sol alles ende haben, vnd ir seit, alls ir sprecht, des lebens ennde, so mercke ich: wann nymmer leben ist, so wirt nymmer sterbens vnde todes. Wo koment jr dann hin, herre Tot?
(DA, 68)

Der Anfangspunkt der Rede des Ackermanns ist der gleiche wie der des Todes. Gäbe es das Leben nicht, könnte auch der Tod nicht existieren. In Widerspruch zur Meinung des Todes sieht der Ackermann aber nicht das Sterben als letzten Grund der Existenz, sondern denkt das Sein vielmehr vom Leben aus. Gerade weil es keinen Tod ohne Leben geben kann, das Leben also Ursache des Todes ist, steht das Leben rangmäßig höher. Der Tod wird somit zu einer unliebsamen, in der Argumentation des Ackermanns sogar überflüssigen Nebenerscheinung des göttlichen Seins. Er ist für ihn der unrechtmäßige Gegner des Lebens und der gesamten Menschheit. „[...] herr Tot, jr seyt des menschen veint [...].“ (DA, 54)

In diese gegensätzlichen Auffassungen von Leben und Tod, Sein und Nichts greift gegen Ende des Buches Gott richtend ein. In einer vergleichenden und zusammenfassenden Schlussrede klärt er beide über die Beschaffenheit der Welt auf, wobei er herausstellt, dass die Wahrheit zwischen beiden Positionen liege. Dort heißt es einerseits:

Der Tott rümet sich gewaltiger herschafft, die er doch allein von vns zu lehen hat empfangen. (DA, 74)

Gott greift hier das Argument des Ackermanns auf, der Tod vergesse seine Abhängigkeit von Leben, Sein und Gott. Andererseits gibt er aber auch dem Tod Recht und spricht ihm sogar mehr Einsicht in die Weltordnung zu:

Darvmb clager, hab ere, Tot, syge! Yeder mensch dem tode das leben, den leyp der erden, die sele vns pflichtig ist zu geben. (DA, 74)

Obwohl in diesem Kontext also drei verschiedene Positionen auftauchen, werden die Argumente methodisch bei allen durch die relationale Definition entwickelt. Der Tod meint, das Sterben sei der Sinn des Lebens, Gott und der Ackermann führen aus, der Tod sei vom Leben abhängig. Noch stärker schematisiert besagen die beiden Definitionen, das Leben existiere, damit es den Tod gibt bzw. der Tod existiere, weil es Leben gibt. Auf der einen Seite steht also ein Final-, auf der anderen ein Kausalsatz. In beiden Fällen wird ein Begriff durch sein Gegenteil definiert, nur dass Determinans und Determinatum vertauscht und die Kopula zwischen den Gegensätzen in beiden Fällen verschieden sind. Johannes von Tepl bedient sich demnach nicht nur generell des Hilfsmittels der relationalen Definition aus der aristotelischen Dialektik, sondern wendet dieses darüber hinaus auch sehr differenziert und auf den jeweiligen Einzelfall bezogen an.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass nicht nur in Beziehung auf die Definition des Todes relationale Definitionen angeführt werden. Im zwölften Kapitel, einer Rede des Todes, findet man ein Beispiel, in dem eine ganze Reihe von Begriffen relational definiert wird:

Leyt ist liebes ende, der frewden end ist trauren, nach lust vnlust muß kommen, willens ende ist vnwillen. (DA, 24)

Das Substantiv „ende“ fungiert hier als Negation. Überträgt man die Aussagen in Gleichungen, steht auf der einen Seite der zu definierende Begriff Leid, Trauer, Unlust und Widerwillen, auf der anderen Seite, dem entsprechend, der Gegenbegriff, welcher durch den Bezug auf „ende“ negiert wird. In diesem Satz zeigt sich die Methode der relationalen Definition wohl am deutlichsten, auch wenn sie im Verlauf des Gesprächs weitestgehend isoliert steht.

3. Argumentationsstruktur

3. 1. „dein weyp vnd alle lewte“ - Induktion und Deduktion

Raffaels Gemälde *Die Schule von Athen* verdeutlicht anschaulich eine basale Differenz zwischen aristotelischem und platonischem Ansatz. Die im Mittelpunkt des Bildes stehenden Meister der antiken Philosophie sind in Posen dargestellt, die ihre philosophische Grundeinstellung versinnbildlichen. Platon deutet mit dem Zeigefinger bedeutungsvoll in den Himmel, während Aristoteles' seine Hand mäßigend nach unten hält. An dieser vielleicht etwas plakativen Gegenüberstellung zeigt sich das Grundcharakteristikum von Empirismus bzw. Nominalismus und Rationalismus bzw. Realismus. Aristoteles geht von der durch Wahrnehmung und Erfahrung konstituierten Erkenntnis aus. In seinem Ansatz werden die konkreten, in der Anschauung erfassbaren Phänomene vom Verstand zu einem Allgemeinen zusammengefasst. Er verwirft die platonische Lehre, welche von abstrakten, ewigen Ideen ausgeht, die sich in der Wirklichkeit einen Schatten verschaffen. Goethe drückt den Unterschied folgendermaßen aus:

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu tun, sie kennenzulernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. [...] Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. [...] Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet.¹⁷

Auf die Differenz zwischen Aristotelismus und Platonismus werden die Schlussbemerkungen noch eingehen. In diesem Kontext bleibt festzuhalten, dass Aristoteles durch seinen Lehrer Platon zwei Methoden der Wissensaneignung bzw. des Beweisens und Argumentierens kennt, die sowohl in der Logik als auch in der Rhetorik eine maßgebliche Rolle spielen: Induktion und Deduktion. Sowohl für Platon als auch für Aristoteles besitzen beide Methoden Relevanz.¹⁸ Ihr Unterschied besteht in den beiden möglichen Richtungen, die Stufenfolge des Wissens zu durchlaufen. Entweder man geht vom Besonderen aus und gelangt von dort zum Allgemeinen oder man leitet aus dem Allgemeinen das Besondere ab. Unter anderem zu Beginn der *Nikomachischen Ethik* unterscheidet Aristoteles den induktiven vom deduktiven Weg.

¹⁷ Johann Wolfgang von Goethe: Geschichte der Farbenlehre. In: Ders.: Werke. Bd. 14. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Dorothea Kuhn. München 1981, S. 53f.

¹⁸ Für das maieutische Verfahren des Sokrates in Platons Dialogen ist die Induktion sogar noch wichtiger, obwohl gelegentlich auch die Deduktion angewendet wird. Bei Aristoteles sind beide Methoden weitestgehend gleichberechtigt.

Wir müssen hierbei vor Augen halten, daß ein großer Unterschied ist zwischen den Erörterungen, die von den Prinzipien ausgehen, und denen, die zu ihnen aufsteigen. Das war ja die Frage, welche auch Plato mit Recht aufwarf und untersuchte, ob der Weg von den Prinzipien aus- oder zu ihnen hingehe, ähnlich wie man in der Rennbahn von Preisrichtern nach dem Ziel läuft oder umgekehrt.¹⁹

Bei der Induktion wird versucht, „von dem für den Einzelnen Erkennbaren ausgehend zu bewirken, daß das der Natur nach Erkennbare für den Einzelnen erkennbar werde“²⁰, d.h. sich vom alltäglich wahrnehmbaren Besonderen dem abstrakten Allgemeinen zu nähern. Denn das Allgemeine ist „oft an sich sehr wenig erkennbar und enthält wenig oder nichts vom Seienden.“²¹ Bei der Deduktion verläuft der Weg in genau entgegengesetzter Richtung. Man beginnt beim Allgemeinen und steigt in einem Ableitungsverfahren von Sätzen aus anderen Sätzen zum Besonderen herab.

Johannes von Tepl verwendet in seinem Text beide Argumentationsverfahren, jedoch nicht in willkürlicher Weise. Man kann jeweils eine dialektische Methode den Positionen der beiden Streitpartner zuordnen. Der Tod argumentiert fast ausschließlich induktiv, nimmt also den Einzelfall als Anlass, um von dort aus allgemeine Aussagen über die Welt und das Sein treffen zu können:

Hett wir dich vor erkannt, wir hetten dir gefolget; wir hetten dein weyp vnd alle lewte ewig leben lassen. (DA, 38)

Diese Formulierung ist die Schlusspassage einer längeren ironischen Schmährede auf den Ackermann. Es habe sich im bisherigen Gespräch herausgestellt, wie unendlich weise der Ackermann sei. Hätte der Tod das früher gewusst und dessen Lehren vernommen, wäre sein Handeln und Denken nachhaltig beeinflusst worden. Man hätte seiner Weisheit Gehör geschenkt und seine Frau am Leben gelassen. Sieht man von der Ironie dieser Rede ab und dreht den Inhalt der Aussagen um, wirft der Tod ihm vor, die grundsätzlichen Wesenszüge des Seins nicht zu durchschauen; vor allem nicht, dass alle Menschen irgendwann sterben müssen. Genauso wenig wie bei allen Toten vorher, kann bei der Ehefrau eine Ausnahme gemacht werden. Die Aussage „wir hetten dein weyp vnd alle lewte ewig leben lassen“ zeigt allerdings, wie der Tod methodisch argumentiert. Er greift das einzelne Schicksal des Ackermanns heraus und verdeutlicht daran einen allgemeinen Grundsatz. Der Einzelfall wird dabei gleichzeitig auch durch die allgemeine Aussage begründet. Schematisiert und ohne Ironie lautete der Satz: Die Ehefrau kann nicht ewig

¹⁹ Aristoteles: Nikomachische Ethik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 3. Nach der Übersetzung von Eugen Rolfes bearbeitet von Günther Bien. Hamburg 1995, S. 4.

²⁰ Aristoteles: Metaphysik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 5. Nach der Übersetzung von Hermann Bonitz bearbeitet von Horst Seidl. Hamburg 1995, S. 135.

²¹ Aristoteles: Metaphysik, S. 135.

leben, genauso wenig wie es alle anderen Leute können. Eine andere Textpassage zeigt dieses Muster noch deutlicher.

Du clagst, wie wir leyt haben getan an deiner zumal lieben frauwen. Jr ist gutlich vnd genediglich gescheen. Bey froilicher jugent, bey stolzen leybe, jn besten leptag, jn besten wüerden, an besser zeytt, mit vngekrenckten eren habent wir sie jn vnser gnad empfangen. Das haben gelobt, das haben begert alle weissagen, wann sie sprachent: am besten zu sterben, wann am besten zu leben. (DA, 28)

Auch hier beginnt der Tod bei der Besonderheit. Er erklärt dem Ackermann, dass seine Frau kein Leid, sondern Güte und Gnade erfahren habe, denn sie sei in ihren besten Jahren, in der Blütezeit ihres Lebens, gestorben. Er vertritt die Auffassung, die Ehefrau habe hinsichtlich ihres frühen Todes Glück gehabt. Von dieser Überzeugung geht er im letzten Satz, unter Berufung auf die philosophische Autorität, auf die allgemeine Ebene über und formuliert einen merksatzartigen Spruch: „am besten zu sterben, wann am besten zu leben.“ Anders als im ersten Beispiel leitet der Tod hier nicht den generellen Satz aus dem Einzelfall ab, sondern stellt die allgemeine der besonderen Aussage unverbunden gegenüber. Der Übergang vom Besonderen zum Allgemeinen geschieht abrupt und wird nicht vermittelt.

Ein drittes Zitat unterstreicht, dass die Induktion nicht nur auf den thematischen Komplex des Todes der Frau angewendet wird:

An nucz geredt! Als mer geswigen wenn torlich geredt! Nach törlicher rede kryeg, nach krieg veyntschaftt, nach feintschaft vnrew, nach vnreuwe serung, nach serung wetag, nach wetag affterrew muß iedem verworren mann begeynen.
(DA, 28)

Der Tod erläutert dem Ackermann, dessen Anschuldigungen seien zwecklos und führten sein Gemüt bloß in Unzufriedenheit und Kummer. Im Streit könne der Ackermann nur notwendig scheitern, weil am Ende immer der Gegner des Todes unterliegen müsse. Diese vorläufige Einschätzung des Streitgesprächs zwischen Tod und Ackermann, das ein individuelles Ereignis ist, wird vom Tod schließlich verallgemeinert. Jedem „verworren mann“ muss es wie dem Ackermann „begeynen“, er muss der Überlegenheit des Todes nachgeben. Der Tod bedient sich also in seinen Reden in vielerlei Hinsicht des induktiven Schließens. An dieser Stelle wendet er es sogar auf die diskursive Metaebene an, indem er den Verlauf und die Ergebnisse des Gesprächs einschätzt und beurteilt. Insgesamt weisen diese Passagen alle darauf hin, dass es dem Tod in seinen Ausführungen über das Besondere nicht um den konkreten Einzelfall geht, sondern um die Möglichkeit, allgemeine Sachverhalte am Besonderen darstellen zu können. Betrachtet man die Reden des Todes im Ganzen, fällt sein überwiegend durch Allgemeinaussagen verfasstes Sprechen auf. In den zitierten Sätzen greift er immer nur kurz auf das Besondere aus und verallgemeinert es sofort zu einer prinzipiellen Feststellung.

Der Ackermann argumentiert gegenläufig, denn seine Ausführungen bedienen sich überwiegend der Deduktion. Häufig greift er eine kurze und singuläre Allgemeinaussage auf und bricht diese auf die individuelle Ebene herunter. Dieser Vorgang verweist im Gegensatz zum Tod auf ein Interesse am Besonderen, dem das Allgemeine bloß als Orientierungspunkt dient: „O herre Todt, alle welt clagt vber euch vnde auch ich.“ (DA, 44) Der Rekurs auf „alle welt“ verstärkt die Aussage des Ackermanns, denn er legt damit nahe, seine Missgunst sei kein Einzelfall. Das Allgemeine unterstreicht das Anliegen der Anklage. In der Anklage selber geht es jedoch primär um das Besondere, da der Ackermann für sein individuelles Schicksal Rechtfertigung bzw. Entschädigung erhalten will. Eine Ähnlichkeit der Reden von Ackermann und Tod findet man hingegen in der Anlehnung der Allgemeinaussagen an die geistesgeschichtliche Tradition. Beide formulieren an mehreren Stellen im Text ihre Argumente unter Zuhilfenahme von Positionen der Philosophie und Theologie. Im Hinblick auf den Tod ist ein solches Beispiel bereits behandelt worden. Der Ackermann bezieht sich im 27. Kapitel auf einen ethischen Leitsatz, aus dem er sein eigenes Handeln deduziert.

Man soll nit vbel mit vbel rechen, gedultig soll ein man wesen, gepieten der tugend lere. Den pfad will ich nachtreten, ob jr leicht noch nach vndult geduldig werdet. (DA, 58)

Auch wenn das Zitat der Ackermann-Rede mit dem der Rede des Todes darin eine Übereinstimmung zeigt, dass beide in den Allgemeinaussagen auf philosophische Lehrmeinungen rekurrieren, gehen sie mit diesen jedoch in gegensätzlicher Weise um. Der Tod destilliert in seiner Rede den allgemeinen Satz aus dem Besonderen heraus, fährt in seiner Argumentation aber mit dem Allgemeinen fort. Im Abschnitt des Ackermanns fungiert das Allgemeine als Vorgabe, durch die das individuelle Handeln begründet und die eigene Überzeugung gestützt wird. Dem Besonderen wird folglich die größere Bedeutung beigemessen. Die Argumentation des Ackermanns orientiert sich oft an einer Autorität - sei es die Mehrheit der Menschen oder eine angesehene Institution. In den Vorträgen des Todes haben die Anlehnungen an die Autorität keine begründende Funktion, sondern fassen zuvor gemachte Einzelbeobachtungen zusammen und verallgemeinern sie.

3. 2. „wann nymmer leben ist, so wirt nymmer sterbens“ - Syllogismus, Zirkelbeweis und Implikation

Die Syllogismus ist das Grundelement der argumentativen Debatte. Zweck der Lehre der Syllogistik ist es zu zeigen, welche Schlüsse aus Sätzen und Aussagen gültig sind und welche Strukturen sie dabei aufweisen. Der elementare Baustein für Syllogismen ist der Satz. Damit ein Schluss möglich ist, muss es

mindestens zwei aufeinander bezogene Sätze geben: die erste Prämisse und die zweite Prämisse. Die klassischen Prämissen, die Aristoteles in seinen einführenden Beispielen immer wieder angibt, sind ‚A kommt jedem B zu‘ und ‚B kommt jedem C zu‘.²² Der Schluss, oder auch Konklusion genannt, der aus diesen Sätzen gezogen werden muss, lautet dann ‚A kommt jedem C zu‘, denn „wenn A von jedem B und B von jedem C ausgesagt wird, muß A von jedem C ausgesagt werden“²³. Das Grundelement ‚Satz‘ kommt in einfachen Syllogismen insgesamt in folgenden vier Weisen vor:

Ein Satz ist eine Rede, die etwas von etwas bejaht oder verneint. Sie ist entweder allgemein oder partikulär [...].²⁴

Die ersten beiden Weisen werden der Qualität nach in bejahende und verneinende Sätze unterschieden, die letzten beiden der Quantität nach in allgemeine und partikuläre, d.h. in Allaussagen, „wenn etwas jedem oder keinem zukommt“ und in Teilaussagen, „wenn es irgendeinem oder irgendeinem nicht oder nicht jedem zukommt“²⁵. In der mittelalterlichen Schulphilosophie wurden die gültigen Schlüsse mit dreisilbigen Merkwörtern versehen, für jeden der drei Schritte aus zwei Prämissen und einer Konklusion eine Silbe mit jeweils einem Vokal.²⁶ Die Vokale, die den Wörtern ‚affirmo‘ und ‚nego‘ entnommen wurden, zeigen die vier verschiedenen Modi an. Das ‚a‘ für allgemein bejahende Sätze, das ‚i‘ für partikulär bejahende, das ‚e‘ für allgemein verneinende und das ‚o‘ für partikulär verneinende. Der für die Scholastik mit Abstand wichtigste Schluss ist der Schluss ‚barbara‘, der aus drei positiven Allaussagen besteht, denn er beinhaltet dreimal ein ‚a‘. Der zweitwichtigste ist der Schluss ‚celarent‘. Ebenfalls aus seinen Vokalen ableitbar ist er zusammengesetzt aus einer negativen, einer positiven und wiederum einer negativen Allaussage.

Darüber hinaus beschäftigt sich Aristoteles auch mit dem sogenannten ‚Zirkelbeweis‘, einer Beweisführung „im Kreise“, bei der sich „alles auseinander beweisen [lässt], wie z. B. wenn A und B und C miteinander vertauscht werden können.“²⁷ Für Aristoteles besitzt diese Figur deshalb Legitimität, weil man an ihr „eine Art Kreislauf des Werdens sehen“²⁸ kann. In der *Zweiten Analytik* vergleicht er sie mit einem Vorgang in der Natur.

²² Vgl. Aristoteles: Erste Analytik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 6f.

²³ Aristoteles: Erste Analytik, S. 6.

²⁴ Aristoteles: Erste Analytik, S. 1.

²⁵ Aristoteles: Erste Analytik, S. 1.

²⁶ Vgl. Otfried Höffe: Aristoteles. München 1996, S. 52.

²⁷ Aristoteles: Erste Analytik, S. 106.

²⁸ Aristoteles: Zweite Analytik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 91.

Wenn die Erde durchnäßt worden ist, muß Dunst entstehen, und wenn dieser entsteht, entsteht Gewölk, und wenn dieses entsteht, Wasser und Regen, und wenn es Regen gibt, muß die Erde durchnäßt werden. Das ist es aber, womit man anfing, und so ergibt sich mithin ein Kreislauf des Werdens und Geschehens.²⁹

Nach demselben Muster vollzieht sich der Zirkelbeweis. Vom Satz A ausgehend wird eine Verknüpfung zum Satz B unternommen, von B dann zu C und von C wieder zurück zu A. Daraus ergibt sich die Formel A kommt B zu, B kommt C zu, C kommt A zu, denn „es soll A C durch B als Mittelbegriff bewiesen worden sein, und A B wieder durch die Konklusion und die umgekehrte Prämisse B C“³⁰. Da es sich um eine zirkuläre Beweisführung handelt, kann der Ablauf der Argumentation an jedem beliebigen Teilabschnitt begonnen werden. Entscheidend ist nur, dass ein beweiskräftiger und vollständiger Durchgang durch alle Momente eingelöst wird.

Das aristotelische *Organon* ist zwar in erster Linie eine Begriffslogik³¹, denn die Begriffsumfänge analysierenden Syllogismen differenzieren die Art und Weise, wie der eine Begriff dem anderen zukommt, es sind aber auch schon einige Ansätze zur Aussagenlogik vorhanden. Die letzten beiden Kapitel der *Lehre vom Satz* beispielsweise beschäftigen sich mit der Verknüpfung von Sätzen und Aussagen, denn „auch die Abfolge des einen Satzes aus dem anderen ergibt sich in logischer Weise“³². Aristoteles arbeitet aus, dass sich Sätze und Aussagen nach dem Prinzip der Notwendigkeit oder auch Nicht-Notwendigkeit auseinander ergeben.³³ Der Begriff der Notwendigkeit spielt für seinen Ansatz der Aussagenlogik demnach eine zentrale Rolle und prägt auch die weitere Ausarbeitung dieser Teildisziplin. So findet man im Diskurs über das Notwendige schon die neuere formallogische Form der Implikation oder Wenn-Dann-Aussage ($A \rightarrow B$) präfiguriert. Wenn A gegeben ist, dann folgt notwendigerweise B. Auch wenn die Verwendung des Terminus ‚Implikation‘ hierfür anachronistisch wäre, taucht der damit bezeichnete Sachverhalt schon bei Aristoteles auf und wurde auch in der scholastischen Logik unter der von Philon durch Rückgriff auf Aristoteles eingeführten Bezeichnung ‚propositio conditionalis‘ ausgearbeitet.³⁴ Im Weiteren soll jedoch, der Einfachheit halber, der heute gängige Begriff ‚Implikation‘ verwendet werden. Ein bereits angeführtes Zitat aus *Der Ackermann* enthält eine solche logische Figur.

²⁹ Aristoteles: Zweite Analytik, S. 91.

³⁰ Aristoteles: Erste Analytik, S. 106.

³¹ Vgl. Wolfgang Röd: *Der Weg der Philosophie*. Bd. 1: Altertum, Mittelalter, Renaissance. München 1994, S. 177.

³² Aristoteles: *Lehre vom Satz*. In: Ders.: *Philosophische Schriften in sechs Bänden*. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995, S. 20.

³³ Vgl. Aristoteles: *Lehre vom Satz*, S. 23.

³⁴ Vgl. Albert Menne: *Implikation*. In: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 4: I-K. Basel / Stuttgart 1976, S. 263.

Nach törlicher rede kryeg, nach krieg veyntschaftt, nach feintschaft vnrew, nach vnreuwe serung, nach serung wetag, nach wetag affterrew muß iedem verworren mann begeynen. (DA, 28)

Der Tod, der im Gegensatz zum Ackermann dazu neigt, häufig Sätze der Notwendigkeit aufzustellen³⁵, zeigt sich in seinem Denken einem radikalen Fatalismus verpflichtet. Das wird nicht nur in seinem Weltverständnis deutlich, sondern auch in obiger Formulierung, in der es um angeblich notwendige Gesetzmäßigkeiten im Umgang mehrerer Personen miteinander geht. Wenn es dummes Gerede gebe, dann resultiere Streit, wenn es Streit gebe, Feindschaft, bei Feindschaft Kampf, bei Kampf Verletzung, bei Verletzung Schmerz und bei Schmerz Reue. In einer logischen Formel kann man die Argumentation folgendermaßen ausdrücken: $A \rightarrow B$, $B \rightarrow C$, $C \rightarrow D$, $D \rightarrow E$, $E \rightarrow F$, $F \rightarrow G$. Impliziert, aber nicht ausgesprochen, ist dabei sicherlich die Schlussfolgerung $A \rightarrow G$, d.h. der Tod will abgekürzt klarstellen, dass die Anklage des Ackermanns schließlich auf eine Niederlage mit folgender Reue hinauslaufen wird. Demnach ist sogar der Ausgang des Streitgesprächs mit dem Ackermann nach Ansicht des Todes notwendig vorherbestimmt. Es folgt einer Notwendigkeit, in die kein Mensch eingreifen kann. Diese Überzeugung muss jedoch im Hinblick auf das Wesen des Todes als konsequent und logisch schlüssig verstanden werden, denn er ist in seinem Handeln nie frei, sondern immer an die Notwendigkeit des göttlichen Seins gebunden. Besonders das abschließende Urteil Gottes im 33. Kapitel spricht das unmissverständlich aus. Es verwundert also nicht, wenn der Tod überwiegend mit dem Prinzip der Notwendigkeit und Allgemeinheit argumentiert. Ein weiteres Zitat stellt diese Überzeugung in den Mittelpunkt:

[...] hett wir von des ersten von leim gelectet mans zeyt leutt auff erden, tiere vnde würm jn wustung vnd jn wilden heyden, schuppentragender vnd schlupfryger visch jn dem wage zuwachsung vnd merung nit außgerewet, vor cleynen mucken mocht nu niemant beleiben, vor wolfen torstt niemant auß. Es wurde gefressen ein mensch das ander, ein tier das ander, ein jeglich lebendig behawung die ander, wann narung wurde jn gebrechen, die erde wurde jn zu enge. (DA, 18)

³⁵ Vgl. Johannes von Tepl: Der Ackermann, S. 24: „[...] je mer dir liebes wirt, je mer dir leydes widerfert. [...] Je grosser lieb zu bekennen, ye grosser leyt zu emperen lieb. [...] Alle jrdische lieb muß zu leyde werden.“; S. 40f: „[...] als balde ein mensche geporen wirt, als balde hat es den leyckawff getruncken, das es sterben muß. [...] eines yglichen menschen schön muß eintweder das alter oder der tot vernichten. Alle rosenvarbe mundlein, alle rote wenglein müssent bleich werden, alle liecht augen müssent tunckel werden.“; S. 56: „Es gee nur für sich mit deiner meynung, das ein mensche aller kunst, hubscheyt vnde wirdigkeyt vol sey, dannocht muß es in vnser necze vallen, mit vnnßerm garne muß es gezuicket werden.“; S. 58: „Yeder mensche muß ie von vns vmbgesturcz, jn vnserm walcktrock gewalcken vnd jn vnserm rollfaß gefeget werden.“; S. 60: „Als balde ein man ein weip nympt, als balde ist er selbender jn vnser gefengnüß.“

In dieser Passage steckt eine negative Implikation. Die Aussage lautet: Wenn es den Tod nicht gäbe, d.h. niemand damit beschäftigt wäre, die stetig fortschreitende Vermehrung aller Lebewesen aufzuhalten, würde Chaos herrschen, nicht genügend Nahrung vorhanden sein und ein Artgenosse den anderen töten. Als positive Implikation hieße das: Wenn es den Tod gibt, dann ist Leben auf der Erde erst möglich. In diesen beiden Beispielen einer Argumentation nach dem Prinzip der Implikation ist ein Syllogismus bereits angelegt. Das liegt an der grundsätzlichen Eigenschaft von Implikationen, in Syllogismen umgewandelt werden zu können, da die Implikation in Syllogismen auch als Konklusion fungieren kann.³⁶

In den bisherigen Beispielen ist diese logische Figur nur sehr rudimentär ausgeprägt. In einer Rede des Ackermanns findet man jedoch eine weitaus deutlichere Form syllogistischen Argumentierens. Um eine vollständige Figur zu erhalten, muss die erste Prämisse aus der vorherigen Rede des Todes abgeleitet werden. Die zweite Prämisse und die Konklusion werden dann vom Ackermann folgendermaßen entwickelt:

Wie vernichtet, vbelhandelt vnd vneret jr den werden menschen, gottes allerliebste creatuer, domit jr auch die gotheyt swechent. (DA, 52)

Mit dieser Behauptung antwortet der Ackermann auf eine Rede, in welcher der Tod sein negativ gefärbtes Menschenbild darstellt. Er bezeichnet darin den Menschen unter anderem als „ein ganczer vnflat, ein vnreyner lust, ein katfaß“, als „ein faules aß“ und „ein schymmelkast“ (DA, 50). Erboost versucht der Ackermann, dem Tod aufzuzeigen, welche logischen Konsequenzen mit einer solchen Überzeugung verbunden sind. Schematisiert steckt in dieser Argumentation des Ackermanns folgender Syllogismus: Die erste Prämisse lautet ‚Die Rede des Todes ist eine Entwürdigung des Menschen‘, die zweite ‚Eine Entwürdigung des Menschen ist eine Entwürdigung Gottes‘ und die Konklusion ‚Die Rede des Todes ist eine Entwürdigung Gottes‘. Als Formalisierung ergibt diese Argumentation die begriffslogische Figur $A = B$, $B = C$, $A = C$. Der Ackermann will durch diesen Syllogismus also ausdrücken, dass der Tod durch seine Diffamierung des Menschen Gott lästere. Im weiteren Verlauf seiner Anklage führt der Ackermann dann diesen Gedanken in einer Aneinanderreihung von Implikationen aus:

Solte dann der mensch so snode, boß vnde vnrein sein, als jr sprechent, werlich so hett gott gar vnreinigclychen vnd gar vnnuczlichen gewürcket. Solt gottes almechtige, wirdige hant so ein vnreynes vnd vnpletigs menschercke haben gewürckt, als jr schreybent, strefflich vnd gemeyligter würcker were er. So stund auch das nicht, das gott alle ding vnd den menschen vber sie zumal gut hett beschaffen. (DA, 52)

³⁶ Vgl. Albert Menne: Implikation, S. 263.

Der vorangegangene Syllogismus wird in diesem Abschnitt sowohl inhaltlich als auch satzlogisch variiert. ‚Wenn der Mensch ein schlechtes und unvollkommenes Wesen ist, dann hat Gott ein schlechtes und unvollkommenes Werk vollbracht‘, ‚Wenn Gott ein unvollkommenes Werk geschaffen hat, dann ist er selber unvollkommen‘ und ‚Wenn Gott unvollkommen ist, kann er nur einen schlechten Menschen geschaffen haben‘ sind Implikationen, die in ihrer Reihenfolge zu einem Syllogismus schematisiert werden können. Aus der schlechten Kreatur Mensch wird Gottes fehlerhaftes Werk abgeleitet, aus dem schlechten Werk Gottes Unvollkommenheit und aus der Unvollkommenheit Gottes die Schlechtigkeit des Menschen; als Formalisierung ergibt sich also B aus A, C aus B und A aus C. Die Kreisförmigkeit dieses Argumentierens, von A über B und C wieder zurück zu A, legt nahe, dass es sich dabei um einen ‚Zirkelbeweis‘ handelt, wie Aristoteles ihn in seinen Analytiken definiert. Das Ende der Konditionalkette schließt sich nahtlos an ihren Anfang an, sodass Ausgangs- und Zielpunkt des Beweises identisch sind.

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass innerhalb der Satzlogik des *Ackermanns* gelegentlich mehrere Argumentationsmodelle aneinandergereiht oder ineinander verschränkt werden. Sätze und Aussagen, Definitionen und Implikationen werden aufgestellt, jedoch auf verschiedene Weise miteinander verbunden.

Ein anderes Beispiel soll die Komplexität demonstrieren, die in der logischen Struktur von Johannes‘ von Tepl Text durch die plurale Anwendung solcher Verfahren steckt:

Jr hapt vor gesprochen, jr seytt etwas vnd doch nicht ein geyst vnde seit des lebens ende vnd euch seint alle jrdische lewt empfolhen; so spricht jr nun, wir müssen alle dohin vnde jr, herre Tot, bleybt hie herre. Zwu widerwartige reden mügen mit einander nit ware gewesen. Sullen wir von leben alle dohin scheyden vnd jrdisch leben sol alles ende haben, vnd ir seit, alls ir sprecht, des lebens ennde, so mercke ich: wann nymmer leben ist, so wirt nymmer sterbens vnde todes. Wo koment jr dann hin, herre Tot? Jn hymel mügt jr nit wonen, der ist gegeben den guten geysten; kein geyst seit jr nach ewer rede; wann jr dann nymmer auff erden zu schaffen hapt vnd die erde nymmer weret, so müst jr gerichtes jn die helle. (DA, 68)

Bereits Antonín Hrubý weist - jedoch eher beiläufig - darauf hin, dass die Argumentation des Ackermanns in diesem Abschnitt „auf zwei einfachen Syllogismen aufgebaut“³⁷ ist. Reduziert man die Ausführungen auf einfache Sätze, erhält man folgende Aussagen, die man zu zwei Syllogismen zusammensetzen kann: Im ersten Syllogismus lautete die erste Prämisse ‚Das Ende des Lebens ist das Ende des Erdendaseins‘ bzw. als Implikation ‚Wenn das Leben endet, dann endet auch das Erdendaseins‘, die zweite Prämisse ‚Der Tod ist das Ende des Lebens‘ und die Konklusion ‚Der Tod ist das Ende des Erdendaseins‘ bzw. als Implikation ‚Wenn der Tod kommt, dann endet das Erdendasein‘. Formalisiert erhält man die Figur $A = B$ bzw. $A \rightarrow B$, $C = A$, $C = B$ bzw.

³⁷ Antonín Hrubý: Der „Ackermann“ und seine Vorlage. München 1971, S. 129.

$C \rightarrow B$. Der erste Syllogismus ist demnach die klassische Form gültigen Schließens ‚barbara‘, bestehend aus drei allgemein affirmativen Allaussagen. Im zweiten Syllogismus lautete die erste Prämisse ‚Der Tod ist kein Geist‘, die zweite Prämisse ‚Ein Geist ist ein Wesen, das in den Himmel kommt‘ und die Konklusion ‚Der Tod ist kein Wesen, das in den Himmel kommt‘. Das formalisierte Schema wäre $A \neq B$, $B = C$, $A \neq C$. Auch der zweite Syllogismus hat also eine Vorlage im scholastischen Logikkanon. Es ist der Schluss ‚celarent‘, bestehend aus einem allgemein negativen und einem allgemein affirmativen Vordersatz, sowie einem allgemein negativen Schlusssatz. Auf der aussagenlogischen Ebene vergleicht der Ackermann schließlich die beiden Konklusionen miteinander, stellt die Aussagen ‚Der Tod ist das Ende des Erdendaseins‘ und ‚Der Tod ist kein Wesen, das in den Himmel kommt‘ gegenüber und zieht daraus den Schluss, dass als vorbestimmter Platz für den Tod nur noch die Hölle in Frage käme. Man kann in diesem Fall also feststellen, dass der Ackermann einen vollständigen logischen Beweis führt, d.h. durch eine Kette von Schlüssen eine wahrheitsfähige Allgemeinaussage ermittelt.

Insgesamt ist diese Textpassage komplex und kunstvoll gestaltet. Zwei Syllogismen werden ineinander verwoben, zum Schluss sogar verbunden und in einer abschließenden Konklusion aufgehoben. Dabei fällt auf, dass Johannes von Tepl bestimmten Teilen seines Textes eine strenge Logik unterlegt, die allerdings durch Eloquenz und rhetorische Kniffe beim ersten Lesen oftmals nicht bemerkbar ist, so dass, wie Hrubý meint, „in der Beweisführung des Klägers die logischen Figuren gar nicht mehr auffallen.“³⁸ Die Unaufdringlichkeit der wissenschaftlich exakten Argumentation schafft es, den prosaischen Redefluss der beiden Streitpartner nicht zu stören und dem gesamten Text nicht den allzu trockenen Anstrich einer philosophisch-theologischen Abhandlung zu geben. Der ontologische Gehalt des Textes wird ästhetisch ansprechend im leicht zu verfolgenden Streitgespräch verpackt.

3. 3. „Entweder gut oder böß“

- Die Sätze vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten

Als zentrale Bestandteile von Begriffslogik und Metaphysik werden von Aristoteles drei logische Grundregeln aufgestellt, die alle einen ähnlichen inhaltlichen Kern besitzen und die obersten und sichersten Prinzipien allen Beweises, die Axiome, bilden: Der ‚Satz vom zu vermeidenden Widerspruch‘, der ‚Satz vom ausgeschlossenen Dritten‘, auch ‚tertium non datur‘ genannt und der ‚Satz der Identität‘. Für den Zugang zur Argumentationsstruktur zweier Passagen des *Ackermanns* ist es nötig, auf die ersten beiden Axiome einzugehen. Was die Evidenz anbelangt, versteht Aristoteles ihre Anordnung als

³⁸ Hrubý: Der „Ackermann“ und seine Vorlage, S. 129.

hierarchisch absteigende, was heißt, dass das erste Axiom das evidenteste ist:

So viel nun darüber, daß die Ansicht: kontradiktorische Aussagen könnten nicht zugleich wahr sein, die sicherste unter allen ist [...].³⁹

Der Satz vom Widerspruch besagt, dass etwas, auf das sich eine Aussage beziehen kann, unmöglich zugleich und in derselben Beziehung derselben Sache zukommt und nicht zukommt. Hierbei spielt natürlich das Substanz-Akzidenz-Verhältnis eine große Rolle. Die Substanz Aristoteles kann beispielsweise bezüglich der Kategorie Qualität nicht zu ein und demselben Zeitpunkt lebendig und tot sein. Eine Aussage über diese Eigenschaft kann nur in Bezug auf eine der beiden Weisen und nicht auf beide wahr sein. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten bezeichnet denselben Fall, bezieht sich auf ihn allerdings unter einem anderen Blickwinkel:

Unter den Entgegensetzungen aber hat der Widerspruch kein Mittleres; denn Widerspruch ist ja eben ein Gegensatz, dessen eines Glied jedem zukommt, ohne daß ein Mittleres vorläge.⁴⁰

Das zweite Axiom besagt, dass es bei widersprüchlichen Aussagen kein Mittleres geben kann. Eine dritte Möglichkeit ist zwischen den Entgegengesetzten nicht gegeben - ‚tertium non datur‘. Zwischen den gegensätzlichen Aussagen, dass Aristoteles im Jahre 2006 tot oder lebendig ist, kann man sich keinen dritten Weg vorstellen, nach welchem er sowohl tot als auch lebendig oder keines von beidem sein müsste. Der Unterschied zwischen den beiden Sätzen besteht folglich darin, dass der erste allein das Verhältnis des Gegensatzpaares aufeinander bestimmt, während der zweite dieses Paar gegenüber externen Beziehungen abgrenzt. In einem Fall wird die Formel ‚ $A \neq B$ ‘ bzw. ‚A oder B‘, im anderen Fall die Formel ‚A oder B und nicht C‘ aufgestellt. Das erste Axiom ist also ein grundsätzlicheres Prinzip, das vom zweiten Axiom weiter differenziert wird.

Der Ackermann argumentiert nach Maßgabe der beiden Axiome im Kontext eines Lobs des Glücks und der Freude. Er unterbreitet dem Tod, würden „frewde, lieb, wünne vnde kurzweyl“ (DA, 48) verjagt werden, stünde es schlecht um die Welt. Mit einer weiteren Konsequenz dieses angenommenen Szenarios befasst er sich in folgenden Ausführungen.

Eintweder gut oder böß muß allwegen der syn würckenn; jn dem slaff will er nit mussig sein. Wurde denn deme synn gute gedencke benomen, so wurden jme böse eingen. Gut auß, böß ein, böß auß, gut ein: die wechslung muß bis an das ende der welte weren. (DA, 48)

³⁹ Aristoteles: Metaphysik, S. 85.

⁴⁰ Aristoteles: Metaphysik, S. 213.

Der Widerspruch, welcher hier diskutiert wird, ist der von „gut“ und „boß“. Mit der Konjunktion „eintweder“ verweist der Ackermann auf den Satz vom Widerspruch. Es können nicht beide Begriffe zugleich in der Vorstellung des Menschen sein. Im zweiten Satz dieser logisch-philosophischen Überlegungen entwickelt der Ackermann schließlich die These, dass wenn „deme synn gute gedencke benomen“, d.h. eine Seite des Gegensatzpaares ausgeschlossen werden würde, nur noch die schlechten Gedanken den Verstand der Menschen beherrschten. Analog zum Satz vom ausgeschlossenen Dritten ist für den Ackermann neben den Möglichkeiten „gut oder boß“ keine weitere Alternative denkbar. In den letzten beiden Sätzen des Zitats weist er noch einmal auf die ewige Gültigkeit der Widerspruchsfreiheit dieses Gegensatzes hin, indem er das Wechselspiel „Gut auß, poß ein“ und „boß auß, gut ein“ als ein „bis an das ende der welt“ dauerndes bezeichnet. Das Resultat in der Argumentation lautet schließlich: Da der Verlust des Glückes und damit des Guten den Sieg des Bösen bedeuten würde, muss das Glück um jeden Preis in der Schöpfung erhalten werden. Auch hier kann man wieder syllogistisches Argumentieren erkennen.

An einer weiteren, in dieser Untersuchung bereits unter anderer Akzentuierung zitierten Stelle des Streitgesprächs hebt der Ackermann den Satz vom Widerspruch noch deutlicher hervor:

Jr hapt vor gesprochen, jr seytt etwas vnd doch nicht ein geyst vnde seit des lebens ende vnd euch seint alle jrdische lewt empfohlen, so sprecht jr nun, wir müssen alle dohin vnde jr, herre Tot, bleybt hie herre. Zwu widerwartige reden mügen mit einander nit ware gewesen. (DA, 68)

Wie bereits festgestellt, argumentiert der Ackermann in den letzten seiner Reden immer logischer. Er versucht an dieser Stelle, dem Tod die Inkonsistenz seiner Reden nachzuweisen, indem er Widersprüche herausarbeitet. Etwas zu sein „vnd doch nicht ein geyst“ bzw. sich als „des lebens ende“ zu bezeichnen und trotzdem auf der Erde Herr zu bleiben, ergibt mehrere Widersprüche. Vom Ackermann deutlich hervorgehoben werden bloß zwei: Der Widerspruch zwischen Sein und Geist-, oder besser Wesenslosigkeit des Todes und zwischen seinen Prädikaten ‚Ende des Lebens‘ und ‚Herr der Erde‘. Ein weiterer Widerspruch taucht auf, wenn man die Eigenschaften in eine andere Beziehung zueinander setzt, nämlich in die zwischen dem Sein des Todes und seiner Bestimmung als Lebensende. Die Widersprüchlichkeit und damit Ungültigkeit der Argumentation betont der Ackermann schließlich in einem zusammenfassenden Schlusssatz, der Aristoteles' Satz vom Widerspruch indirekt zitiert: „Zwu widerwartige reden mügen mit einander nit ware gewesen.“

Ob der Ackermann in diesen Bemerkungen die Reden des Todes richtig wiedergibt oder in seiner Analyse verfälscht, müsste genauer untersucht werden, bezöge sich jedoch auch auf eine andere Fragestellung. Entscheidend ist, dass Johannes den Ackermann auf Instrumente des universitären Logik- und Dialektikkanons ausgreifen lässt, mit denen er seine Beweisführung un-

termauert und ihr Geltung verschafft. Nur so kann er sich gegenüber dem Tod argumentativ behaupten und das Streitgespräch seine philosophischen und theologischen Gehalte transportieren.

4. „Sie rumpten sich vnde kriegten vast“ - Zusammenfassung und Einordnung

Es wurde gezeigt, dass sich Johannes von Tepl textlogisch in vielfältiger und differenzierter Weise an der aristotelischen Logik orientiert. Dabei fällt im Hinblick auf die Auswahl aus den logischen Formen ein deutlicher Unterschied zwischen den Reden des Ackermanns und denen des Todes auf. Beide Figuren zeigen bestimmte Vorlieben in der gezielten Anwendung der verschiedenen Schemata. Innerhalb der Definitionsverfahren ist diese Trennschärfe noch nicht so augenfällig wie in Bezug auf die Argumentationsstruktur. Allein der Ackermann verwendet zwar die Genus-Species-Definition, die relationale Definition findet sich jedoch sowohl in den Reden des Ackermanns als auch in denen des Todes. Hinsichtlich des Argumentationsverfahrens ist die Zuordnung dann eindeutig. In den logisch konsequenten letzten Reden des Ackermanns bedient dieser sich formal des Syllogismus und inhaltlich der Axiome, wohingegen der Tod überwiegend durch Implikationen bzw. Sätzen der Notwendigkeit und durch Allaussagen argumentiert.

Dadurch erhält sein Sprechen einen rationalistischen Gestus, der zu Anfang des Gesprächs noch stärker mit der emotionalen Grundverfasstheit des Ackermanns kollidiert als gegen Ende, wo sich dieser der Forderung nach vernünftiger Beweisführung von Seiten des Todes, zumindest im Diskursverlauf, bereits angepasst hat. Analog dazu lässt sich auch eine Entwicklung des Todes beobachten, der genau entgegengesetzt am Ende des Textes immer emotionaler wird und seinen logisch-rationalistischen Grundsatz lockert. So kann man feststellen, dass beide Gesprächsteilnehmer über Rede und Gegenrede Überzeugungen und Argumentationsweisen des jeweils anderen übernehmen und sich somit einander angleichen.

Arbeitet man aus den Reden von Ackermann und Tod die immer gleichen logischen Schemata und vereinzelt auch die philosophischen Grundkonzepte heraus, lassen sich beide Positionen - natürlich unter Absehung von Uneinheitlichkeiten - weitestgehend geschlossen in ein Raster fassen.

Der Ackermann ist ein Vertreter des aristotelischen Empirismus. Er beschäftigt sich in seinen Reden vor allem mit dem Tod seiner Frau bzw. mit den daraus resultierenden Auswirkungen auf sein eigenes Leben, ist also vornehmlich am Besonderen interessiert. Diese Einstellung verschafft sich im Text durch die konsequente Verwendung des Personalpronomens ‚Ich‘ einen Ausdruck. Als in seiner Weltanschauung dem Irdischen verhafteter Mensch, der den Tod und damit die jenseitige Welt ablehnt oder ihr zumindest negativ

gegenübersteht und an einigen Stellen sogar die Abschaffung des Todes fordert, ist der Ackermann in Johannes' von Tepl Buch die emotionale Seite des Streitgesprächs, die vom Gefühl gesteuert wird und in ihren ersten Reden verhältnismäßig unlogisch und ungeordnet argumentiert. Seine argumentationslogische Methode ist die Deduktion. Wenn er Reflexionen über das Allgemeine anstellt, tut er dies nur, um daraus Rückschlüsse auf den konkreten Einzelfall ziehen zu können.

Der Tod hingegen ist ein Vertreter des platonischen Rationalismus. Er zeigt sich vorrangig dem Allgemeinen verpflichtet, was daran erkennbar ist, dass er überwiegend Allgemein- und Notwendigkeitsaussagen über die ontologischen Zusammenhänge der Welt macht und vom Einzelfall, um den es sich im gesamten Gespräch eigentlich handelt, über weite Strecken absieht. Die Allgemeingültigkeit seiner Aussagen verleitet ihn dazu, seine Formulierungen mit dem Pronomen ‚Wir‘ zu bilden. Der Tod ist zudem ein Verfechter der Ratio. Nicht nur in seinen Belehrungen des Ackermanns gemahnt er häufig an mehr „vernunft“ (DA, 18) und Klarheit, sondern auch seine allgemeineren Ausführungen sind durchzogen vom selbst gesteckten Ziel, „Wir wollen beweisen, das wir recht wegen, recht richten vnde recht faren jn der welte“ (DA, 14). Die bevorzugte wissenschaftstheoretische Methode seiner Vorträge ist die Induktion. Spricht er gelegentlich vom konkreten Einzelfall, versucht er immer, die Brücke zum Allgemeinen zu schlagen, denn sein Interesse gilt den Gesetzmäßigkeiten und den Notwendigkeiten des Seins insgesamt.

Spitzt man diese Gegenüberstellung weiter zu, wird deutlich, dass der Ackermann mehr Züge des aristotelischen Denkens, der Tod hingegen mehr Züge des platonischen Denkens trägt. Dieses Schema wird allerdings durch die Zuordnung von Deduktion und Induktion zu jeweils einem der beiden Gesprächspartner scheinbar durchkreuzt. Obwohl der Ackermann dem Aristotelismus verpflichtet ist, argumentiert er deduktiv; entgegen der eher empiristischen Maßgabe der Ableitung des Allgemeinen aus dem Besonderen. Der Tod als Platonist bedient sich des induktiven Schließens und ignoriert damit die rationalistische Methode des Deduzierens des Besonderen aus dem Allgemeinen. Methodisch sind die Positionen also vertauscht. Es erhebt sich die Frage, ob Johannes hier ein Irrtum unterlaufen ist oder ob die Zuordnung bewusst in dieser Weise durchgeführt wurde.

Man kann davon ausgehen, dass kein logischer Fehler vorliegt, sondern das Problem Resultat einer Perspektivenverschiebung ist. Nicht der Anfangspunkt der Ableitung ist das die Methode bestimmende Prinzip, sondern der Endpunkt, d.h. der Ackermann argumentiert deduktiv, weil es ihm auf das Besondere ankommt, das er aus dem Allgemeinen deduziert bzw. der Tod induktiv, weil er aus dem Besonderen das ihn ausschließlich interessierende Allgemeine ermittelt. Die Deduktion ist für Johannes aristotelisch, weil sie zum Besonderen, die Induktion platonisch, weil sie zum Allgemeinen hinführt. Mit Goethe gesprochen steht der Ackermann „zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher“, wohingegen es dem Tod egal ist, „sie kennenzulernen, weil er

sie schon voraussetzt“. Der Tod „bewegt sich nach der Höhe“, der Ackermann „erkundigt sich nach dem Boden“⁴¹.

Insgesamt kann man also feststellen, dass *Der Ackermann* auf der logischen Ebene zwei unterschiedliche philosophische Traditionslinien integriert. Dieses Zusammenbringen führt jedoch zu keiner Vermischung der Ansätze, sondern lässt, bei genauer Betrachtung, eine Zuordnung der Positionen auf jeweils eine der beiden Hauptfiguren des Gesprächs erkennen. Prinzip des Textes ist also keine Verschränkung von Aristotelismus und Platonismus, sondern eine Gegenüberstellung. Nicht ohne Grund hat Johannes von Tepl für diesen Text als Form den Dialog bzw. das Streitgespräch gewählt. In der Konfrontation von Ackermann und Tod stoßen neben zwei verschiedenen Interessen, nämlich Rückgewinnung der verstorbenen Frau und Verteidigung der eigenen Notwendigkeit für die Schöpfung, und zwei verschiedenen Weltbildern, das eine eher neuzeitlicher und das andere mehr mittelalterlicher Prägung, auch zwei verschiedene wissenschaftstheoretische und erkenntnislogische Modelle aufeinander. Für alle drei Aspekte gewinnt Johannes aus dem Spannungsfeld der Gegensätze eine ungemein komplexe Diskursivität und erfasst damit gleichzeitig einen zentralen Wesenszug seines Zeitalters. Als ein dichterisches Werk des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit hält *Der Ackermann* einerseits altem scholastischen Gedankengut die Treue und überwindet andererseits dieses den Zeitgenossen zu eng gewordene Weltbild mit reformistischen Ideen der noch jungen Renaissance.

Literatur

Quellen:

- Aristoteles: Erste Analytik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995.
- Aristoteles: Kategorien. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995.
- Aristoteles: Lehre vom Satz. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995.
- Aristoteles: Metaphysik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 5. Nach der Übersetzung von Hermann Bonitz bearbeitet von Horst Seidl. Hamburg 1995.
- Aristoteles: Nikomachische Ethik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 3. Nach der Übersetzung von Eugen Rolfes bearbeitet von Günther Bien. Hamburg 1995.
- Aristoteles: Topik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 2. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995.

⁴¹ Goethe: Geschichte der Farbenlehre, S. 53f.

- Aristoteles: Zweite Analytik. In: Ders.: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Geschichte der Farbenlehre. In: Ders.: Werke. Bd. 14. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Dorothea Kuhn. München 1981, S. 7-269.
- Johannes von Tepl: Der Ackermann. Hg., übersetzt und kommentiert von Christian Kiening. Stuttgart 2000.
- Porphyrios: Einleitung in die Kategorien. In: Aristoteles: Philosophische Schriften in sechs Bänden. Bd. 1. Übersetzt von Eugen Rolfes. Hamburg 1995

Forschungsliteratur:

- Baumgartner, Hans Michael: Gattung, Genus. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 3: G-H. Basel / Stuttgart 1974, S. 24-25.
- Beer, Karl: Neue Forschungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen“. In: Ernst Schwarz (Hg.): Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit. Darmstadt 1968, S. 60-129.
- Höffe, Otfried: Aristoteles. München 1996.
- Hrubý, Antonín: Der „Ackermann“ und seine Vorlage. München 1971.
- Menne, Albert: Implikation. In: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4: I-K. Basel / Stuttgart 1976, S. 263-265.
- Müller, Maria E.: Johannes von Tepl: „Der Ackermann aus Böhmen“. In: Winfried Frey / Walter Raitz / Dieter Seitz (Hg.): Einführung in die deutsche Literatur des 12. bis 16. Jahrhunderts. Band 2: Patriziat und Landesherrschaft - 13.-15. Jahrhundert. Opladen 1982, S. 253-281.
- Pieper, Josef: „Scholastik“. Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie. München 1960.
- Röd, Wolfgang: Der Weg der Philosophie. Bd. 1: Altertum, Mittelalter, Renaissance. München 1994.

Niklas Hebing

E-Mail: niklas_hebing@yahoo.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:

NIKLAS HEBING: „Aristoteles hat dich es vorgelart“

- Elemente klassischer Logik im Streitgespräch

Der Ackermann von Johannes von Tepl

In: Perspicuitas-Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft.

Online unter:

<http://www.perspicuitas.uni-essen.de/rezens/hebing-ackermann.pdf>.

Eingestellt am 30.01.2007. [27 Seiten].